Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 83 (1989)
Heft: 1

Artikel: Nie genug konkrete Utopie : das Beispiel "Schweiz ohne Armee"
Autor: Spescha, Marc
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143446

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Marc Spescha

Nie genug konkrete Utopie
Das Beispiel «Schweiz ohne Armee»

Einleitend ein persönliches Bekenntnis: Ich spreche heute über eine mehrjährige Liebe. Auch wenn die Zeit der ganz grossen Verliebtheit inzwischen verebbt ist, wollte ich meine öffentliche Freundin auch heute nicht missen. Wenn sie in den letzten Jahren auch wiederholt in Verruf gebracht, geschmäht oder gar totgesagt wurde, kann es keinen Zweifel daran geben, dass sie lebt. Die Freundin, von der die Rede ist, heisst Utopie; mit ihrem ganzen paradoxen Namen *konkrete Utopie*. Ich will versuchen, am Beispiel der Initiative «für eine Schweiz ohne Armee und für eine umfassende Friedenspolitik» Inhalt und Bedeutung einer konkreten Utopie zu beschreiben. Die «Gruppe für eine Schweiz ohne Armee» (GSoA) bekennt sich seit ihrem Bestehen ausdrücklich zu einem entsprechenden Politikverständnis. Heute nun soll der reichlich strapazierte Begriff der Utopie als *konkrete* Utopie veranschaulicht und differenziert herausgearbeitet werden.

Utopie – das ist ein klangvolles Wort und ein schillerndes zugleich. Es löst sehr unterschiedliche Assoziationen aus. Landläufig gilt es als Etikette für Phantastereien und Hirngespinste. Der Utopist ist demgemäss ein realitätsferner Schwärmer, der realpolitisch nicht ernst zu nehmen ist. «Das ist doch Utopie!» hört man allenthalben auch – in dieser Version klingt Utopie dann bereits wie ein Schimpfwort. Eine Entrüstung schwingt darin mit, die weniger einer weltfremden Vision, als einem als bedrohlich empfundenen Denken gilt, das der Wirklichkeit gefährlich werden könnte. Die Einreichung der GSoA-Initiative führte beispielsweise beim EMD zu einer Entrüstung dieser Art, da es bereits den Gedanken an eine «Schweiz ohne Armee» als *«verantwortungslos»* abtat. Da stiftet die Utopie offensichtlich Unruhe, weil sie eben nicht so fernab der Realität liegt wie ein harmloses Luftschloss. Dem EMD ist das Lachen vergangen, wenn es so gebieterisch aus der Reserve tritt und am liebsten den freien Gedanken verbieten möchte.

Positive und negative Utopien

Ich habe bisher die GSoA-Initiative als Utopie identifiziert. Dabei ist der Begriff noch nicht näher definiert. Deshalb will ich zunächst ein paar Klärungen machen zu seiner historischen Bedeutung und Wandlung. Der Begriff «Utopie» geht zurück auf die griechischen Wörter «ou» (nicht) und «topos» (Ort), meint also einen Nicht-Ort, oder besser zu deutsch: ein *«Nirgendwo»*. Erstmals tritt der Begriff «Utopie» im Jahre 1516 als Titel von Thomas Morus' Abenteuerroman «Utopia» in Erscheinung. Utopia ist der Name einer fernen, imaginierten Insel, wo Menschen ein Freiheitsideal verwirklicht haben. Die Beschreibung der Lebensumstände in Utopia liest sich als Kontrastprogramm zur Lebenswirklichkeit des Thomas Morus im England von Heinrich VIII., der den Lordkanzler Morus im Jahre 1535 übrigens köpfen liess. In Utopia zählt Eigentum nichts, das Leben ist gekennzeichnet von religiöser Toleranz, und im Zentrum des Alltags steht nicht die Arbeit, sondern die Pflege geistiger und sinnlicher Bedürfnisse.

In der Tradition von Morus, aber teil-

weise mit anderen Akzentuierungen und gesellschaftlichen Idealvorstellungen folgen in den Jahrhunderten danach weitere Beschreibungen des idealen Staates. Nicht in einer räumlichen Ferne, sondern zeitlich in der Zukunft siedeln im 19. Jahrhundert vor allem die Frühsozialisten ihre Sozialutopien an. Aus dem Nirgendwo ist hier das Noch-Nicht geworden, die Utopie zum Entwurf einer real möglichen Zukunft. Saint-Simon und Fourier, um nur zwei der sogenannten Utopisten zu nennen, rechnen bereits mit den wirtschaftlichen Produktivkräften und sehen ihre Utopien als Beschreibungen einer solchen Zukunft.

Am stärksten wird diese Zukunftsorientierung dann in der Prophetie des Karl Marx. Im wissenschaftlich fundierten Marxismus mündet die gesellschaftliche Entwicklung mit historischer Notwendigkeit in die klassenlose Gesellschaft. Die Beschreibung von Utopie weicht hier weitgehend wissenschaftlicher Analyse.

Heute wissen wir allerdings: Die grossen Würfe von einst haben sich nicht verwirklicht. Auch die marxistische Utopie ist, aller «historischen Notwendigkeit» zum Trotz, nicht in einer Weise konkret, das heisst Wirklichkeit geworden, wie sich Marx dies vorgestellt hat. Herausgekommen sind vielmehr quasi-religiöse Dogmen und autoritäre Staatsordnungen, welche die Realität aus den Augen verloren, wenn nicht einfach ver*gewalt*igt haben! Der Zweck sollte da die Mittel heiligen, selbst Massenexekutionen mochten als historisch unausweichlich erscheinen. Indem die Frage nach dem humanen Weg in die Utopie unter den Tisch gewischt wurde, wurde auch das Ziel selbst zumindest streckenweise bis zur Unkenntlichkeit entstellt. «Stalinismus» mag hier als Stichwort genügen.

Nun gibt es aber nicht nur von ihrem Weg abgekommene Utopien. Es gibt auch die zum vornherein schäbigen, negativen, etwa die technokratischen «Plastikutopien», die dem Machbarkeitswahn entsprungen sind. Erhard Eppler hat mit Blick auf die moderne (Un-)Sicherheitspolitik von der «tödlichen Utopie der Sicherheit» gesprochen – und dabei noch nicht einmal an SDI gedacht.[1]

Hier ist also festzustellen: Utopie – sei es als fertiger Gesellschaftsentwurf oder als Zukunftsvision oder bloss als gestaltender Blick in die Zukunft – ist noch keine positive Qualität an und für sich. Wer nun – wie etwa die GSoA – den Begriff der Utopie positiv besetzen will, versucht sie deshalb von der Illusion oder vom technokratischen Machbarkeitswahn abzugrenzen. Ist dies auch unausweichlich, so hat man sich doch vor Augen zu halten, dass es letztlich nicht darum geht, einen Begriff für sich zu vereinnahmen, sondern darum, klar zu sagen, was man unter der Utopie, von der man spricht, versteht. *Welche* Utopie und *wofür* eine Utopie? das ist hier die Frage.

Das Projekt der GSoA als positive Utopie

Die GSoA führt den Inhalt ihrer Utopie bereits in ihrem Namen. In der Initiative wird die Utopie einer «Schweiz ohne Armee» noch erweitert um den Zusatz einer «umfassenden Friedenspolitik». Die Utopie der GSoA zielt also gegen das staatliche Fundament des Gewaltglaubens, das in der Armee institutionalisiert ist. Mit der Abschaffung der Armee wird die unerlässliche Voraussetzung der militärischen Kriegführung beseitigt. Der Krieg wäre damit nicht nur materiell nicht mehr führbar, gleichzeitig würden auch ein in der Schweiz ganz besonders bedeutsamer Träger nationaler Identität, eine extrem hierarchische Sozialisationsagentur und die Basis des «militärisch-industriellen Komplexes» beseitigt. Das allein macht aus dem Projekt der GSoA schon eine positive Utopie, erklärt aber auch die trotz schwindender Feindbilder mit Nachdruck betonte Unerlässlichkeit der Schweizer Armee. Bekanntlich macht der Kurs Gorbatschows die Promotoren des kommunistischen

Feindbildes hierzulande zunehmend nervös. Abrüstungsbestrebungen aus dem Osten sind äusserst lästig. Sigi Widmer spricht in Anbetracht dessen, wenngleich mit taktischem Kalkül, von einem Ja-Stimmenanteil für die GSoA-Initiative von 40 Prozent . . . Die Legitimationsbasis der Schweizer Armee ist jedenfalls seit der Einreichung der Initiative nicht grösser geworden, im Gegenteil.

Nun ist leicht einzusehen, dass auch mit der Abschaffung der Armee das Paradies noch nicht ausbrechen wird. Aus diesem Grunde hat sich die GSoA nicht auf die Abschaffungsforderung beschränkt, sondern die positive Utopie, die – wie gesagt – bereits in dieser Negation liegt, mit einem konstruktiven Element ergänzt: der umfassenden Friedenspolitik. Die Abschaffung der Armee bedeutete noch nicht automatisch die Überwindung jeglicher gesellschaftlicher und staatlicher Gewaltverhältnisse. Global wären die Kriegsursachen nur in geringem Masse angetastet. Namentlich die Zeitbombe Nord-Süd-Konflikt wäre durch eine Schweiz ohne Armee kaum entschärft. Ursächlicher Kampf gegen den Krieg verlangt vielmehr nach einer weltweit verwirklichten sozialen Gerechtigkeit. Darum können der GSoA die schweizerische Aussenwirtschaftspolitik, die Stellung der Banken als Hort von Fluchtgeldern und die Flüchtlingspolitik unseres Landes ebensowenig gleichgültig sein wie die Rolle des Internationalen Währungsfonds in der Welt. Denn Friede erschöpft sich nicht in Regierungsdiplomatie. Es bedarf vielmehr eines anderen Denkens im Verhältnis zur Welt, das umfassend zur Geltung gelangt. Das soll der im Initiativtext enthaltene Passus: «die Schweiz fördert die Solidarität unter den Völkern», zum Ausdruck bringen.

Die GSoA bemüht sich seit einiger Zeit, eine öffentliche Diskussion darüber in Gang zu bringen und zum Beispiel sowohl mit Drittweltgruppen als auch mit Feministinnen ins Gespräch zu kommen, um Klarheit darüber zu gewinnen, was umfassende Friedenspolitik heissen könnte. Vieles ist hier auch bis jetzt vage geblieben und unfertig und wird das wohl noch bleiben. Das ist eine Schwäche und Qualität unserer Utopie zugleich: Schwäche, weil es das Bedürfnis vieler Menschen nach klaren, definitiven Antworten enttäuschen muss; Qualität, weil es sich für die Zukunft offenhält, zu einem gesamtgesellschaftlichen Denkprozess einlädt. Vor allem masst sich die GSoA nicht an, einen totalen Gesellschaftsentwurf zu formulieren. Sie wischt die Frage nach dem Weg nach Utopia nicht unter den Tisch und hält die Zielbestimmung oder die Gestaltung einer humaneren Zukunft offen. Das ist denn auch eine Sache, die einer intensiven und langen politischen Auseinandersetzung bedarf.

«Abscheu vor dem Paradies»?

Soviel zur Frage nach dem Inhalt der Utopie der GSoA. Nun zur Frage nach dem «*wozu?*» unserer Utopie. Ja, warum eigentlich Utopien? Radikal und vehement hat etwa in jüngerer Zeit die Feministin Christine Thürmer-Rohr das Hoffen auf bessere Zeiten als irreführend verworfen. In ihrem brillanten Essay unter dem Titel «Abscheu vor dem Paradies» nimmt sie Abschied von jeder Hoffnung auf eine bessere Zukunft und verabschiedet damit gleichzeitig die Utopie als eine vermeintlich gesellschaftsverändernde Kraft.

In einer kritischen Auseinandersetzung mit Ernst Bloch und seinem «Prinzip Hoffnung» ergreift sie Partei für das Sein in einer hoffnungslosen Gegenwart:

«Wir sollten mehr an das Ende eines Tages als an das Ende der Welt denken. Wir sollten die Paradiese auf sich beruhen lassen. Es sind keine Zufluchtsstätten. Wir haben nur eine Welt, das ist diese. Wir sollten versuchen, in dieser Zeit *hoffnungslos-gegenwärtig* zu leben.»[2]

Thürmer-Rohrs Abschied von jeder Zukunftshoffnung ergibt sich für sie als Feministin vor allem aus der historischen

Analyse der Stellung der Frau in der fortschrittsgläubigen abendländischen Kulturentwicklung. Die Folgen des Fortschrittsdenkens sprechen für sie eine beängstigend klare Sprache:

«Die Besessenheit vom Zugriff auf die Zukunft, der weltschöpferische Schwung, hat den Menschen gerade nicht friedlichen oder harmlosen Paradiesen, sondern der Ausrottung und der Selbstausrottung, den Gewalttaten der Erkenntnis und dem moralischen Kretinismus nähergebracht. In ihrer Zukunftsbesessenheit gerieten den Männern ihre Erfindungen immer wieder zur Waffe, und die Intelligenz konzentrierte sich zukunftsgerichtet und hoffnungsvoll auf das Ausdenken von Abschreckungssystemen, auf Strategien der Machtsicherung und Machterweiterung, auf Feindforschung, Spionage und Geheimdienste, kriegerische Aufklärung, Propaganda, Volksverführung und -verdummung.»[3]

Das mahnt uns zweifellos mehr an Epplers «tödliche Utopie der Sicherheit» als an die Utopie als schöpferische Kraft. Thürmer-Rohr will aber nicht nur die schlechte, die negative Utopie verabschieden, sondern jede Hoffnung auf die Zukunft:

«Wenn die Hoffnung auf Besserung der Lebensmotor ist, folgt zwangsläufig die erneute und verstärkte Wirklichkeitsverleugnung.»

Aus dieser ernüchternden Einschätzung heraus plädiert die Feministin für ein Leben ganz im Hier und Jetzt:

«Wir sollten leben lernen in der Gegenwart. Unsere Situation zwingt uns zu erkennen, dass wir unsere Ansprüche an uns selbst und andere nicht aufschieben und vertagen können. Wir können es uns nicht leisten, das, was wir tun und sein könnten, auf eine Zukunft zu verlagern. *Die Bewährungsprobe findet jetzt statt.* Alles, was wir zu tun haben, haben wir jetzt zu tun. Ich plädiere also für die ganze verrottete Gegenwart. Sie ist unsere einzige Gelegenheit. Sie ist das Leben, das wir haben. Sie und keine andere birgt den Stoff, um unsere Kräfte zu entwikkeln.

Sich auf die Gegenwart zu konzentrieren, Sinngebung zu entthronisieren und sich vom Zukunftsschwung zu verabschieden ist kein Verzweiflungsakt, ist überhaupt kein Symptom für Müdigkeit, Kraftlosigkeit und Resignation; vielmehr eine Befreiung von Unrat, eine Art Säuberung.»[4]

Thürmer-Rohrs Argumente sind bedenkenswert. Sie werfen die Frage auf nach dem Wirklichkeits- beziehungsweise Gegenwartsbezug unserer Utopie, nach ihrer Gültigkeit im Hier und Jetzt. Hat die Zukunftsorientierung abzudanken, oder kann sie im Paradox der konkreten Utopie vor den Forderungen des Tages bestehen?

Hoffnungspotentiale in der schweizerischen Realität

Ernst Bloch, auf den der Begriff der konkreten Utopie zurückgeht, betonte, die Utopie müsse immer in Berücksichtigung gesellschaftlicher Entwicklungsmöglichkeiten und Regungen sowie wirtschaftlicher Tendenzen formuliert werden.[5] Das sollte verhindern, dass blosse Hirngespinste herauskommen oder eine trügerische Hofferei auf bessere Zeiten.

Hoffnung wird dabei bei Bloch in dem Masse zur *fundierten* Hoffnung wie die Utopie zur *konkreten* Utopie, eben weil mit der Realität gerechnet wird, aber auch mit den darin schlummernden und als solchen erkannten Potentialen. Prüfen wir nachfolgend, wie weit die GSoA die Realität bedacht hat, sich sowohl auf gesellschaftliche Regungen und Wünsche als auch auf politische und wirtschaftliche Tendenzen und Möglichkeiten abstützen kann und insofern konkret ist. Hier nur einige Stichworte zu ermutigenden Anzeichen in der Realität:

– Die *Erfahrungen der GSoA* mit der Initiative haben bestätigt, dass viele Menschen von dieser Utopie angesprochen werden. Der Traum vieler Einzelner er-

mutigte ein gemeinsames Projekt, das eine neue Perspektive für einen neutralen Kleinstaat im Zentrum Europas anzeigt. Dem tabuisierten Mythos der nationalen Wehrgemeinschaft wurde damit erstmals und unmissverständlich die Ehrerbietung aufgekündigt.

– Der *Wehrwille erodiert* von Genf bis zum Ural und weiter hinein ins sowjetische Tiefland. Von dort erreichen uns jedenfalls Meldungen über pazifistische Regungen, in Polen und Ungarn scheinen Zivildienste für Wehrdienstverweigerer eingeführt zu werden, und in der Bundesrepublik Deutschland ist die Zahl der Kriegsdienstverweigerer in diesem Jahr sprunghaft angestiegen. Auch bei uns ist ein geschwundener Wehrwille registriert worden, obwohl er sich noch nicht in einer Zunahme von Militärverweigerungen niederschlägt.

– Der Abstimmungserfolg in *Rothenthurm*, wenngleich hautpsächlich ökologisch motiviert, ist immerhin bemerkenswert und seit 1949 erst die zweite unmittelbar erfolgreiche Volksinitiative . . .

– Zu beobachten sind Tendenzen zum *Regionalismus:* Im Kampf gegen Waffenplätze, Atommüllager, AKWs und neue Wasserkraftwerke wendet sich ein regional abgestützter Widerstand gegen angeblich übergeordnete nationale Interessen. Die Ansprüche auf Lebensqualität verlangen die Aufkündigung einer nationalen Loyalität. Heimat(liebe) gerät in Widerspruch zur Nation. Landverteidigung steht gegen Land*es*verteidigung.

– Die identitätsstiftende Funktion eines nationalstaatlichen Kollektivs wird auch durch die *internationale* Tragweite vieler Probleme geschwächt: Das «nationale Souveränitätsdogma» ist zwar einem Beitritt der Schweiz in die UNO im Wege gestanden, faktisch aber zunehmend ausgehöhlt worden. Stichworte sind: transnationale Konzerne, EG-Binnenmarkt usw. Wie zudem allgemein bekannt ist, scheren sich fliessende Gewässer, eine vergiftete Luft und radioaktive Wolken wenig um nationale Grenzen. Die moderne Zivilisation kann ihre ökologischen Probleme nur noch übernational bewältigen. Am wenigsten lässt sich *Sicherheit* durch nationalstaatliche Souveränität, und das heisst: durch nationale Drohgebärden und Gewaltanwendung, garantieren.

Vor diesem Hintergrund leuchtet ein: Mit dem militärisch fundierten Nationalegoismus von heute dürfte eine Schweiz ohne Armee nicht mehr viel gemeinsam haben. Anstelle militärisch-national kompensierter Minderwertigkeitsgefühle könnte ein regional fundiertes Heimatgefühl treten, das sich gleichzeitig mit einer übernationalen Solidarität verbinden würde. Eine solche Verknüpfung scheint mir denkbar, da gerade aus der Erfahrung von Selbstbestimmung im unmittelbaren Lebensumfeld jenes Selbstvertrauen erwächst, das offen und neugierig macht für die Geheimnisse der Welt und für die Nöte anderer.

Ist es nicht vorstellbar, dass mit einer derartigen, gleichzeitig regionalen und übernationalen Identität das nationalistische Abwehrdenken in Form von Fremdenhass und militärischer Wehrbereitschaft überwunden werden könnte? Ich weiss, das klingt noch allzu abstrakt, soll aber dazu einladen, das eigene Selbstverständnis als Individuum und das öffentliche Leben nicht primär an einem nationalen Staats-Horizont zu orientieren. Zum Beispiel: Ich fühle mich ebenso sehr als Bewohner des Zürcher Stadtkreises 5 und als Angehöriger einer europäischen Friedensbewegung wie als schweizerischer Staatsbürger.

Das Ende nationalstaatlicher Zukunftsbewältigung

Der von der GSoA bisher noch kaum entdeckte schweizerische Philosoph und Literat Denis de Rougemont hat schon vor Jahrzehnten das nahende Ende nationalstaatlicher Zukunftsbewältigung erkannt:

«Jedes Jahr wird offensichtlicher, dass

der Komplex ‚Nationalstaat – Armee – Industriewirtschaft' die Macht im Rahmen der existierenden Gesetze nicht mehr auszuüben weiss oder nicht mehr ausüben kann. Das System ist am Ende.»[6]

Der Nationalstaat ist für viele Probleme im Kleinen zu gross und für die grossen Probleme zu klein.

Für die europäische Zukunft hatte de Rougemont eine Vision von erstaunlicher Aktualität. Den heute zu beobachtenden Tendenzen zur Belebung einer militarisierten europäischen Verteidigungsgemeinschaft, worin Neutrale kaum Platz finden, setzte de Rougemont die Alternative eines EoA (Europa ohne Armee) entgegen. Die Ablehnung des Atomkrieges führte ihn zur Forderung nach Abschaffung der Nationalstaaten als Träger künftiger Kriege. Europa dürfte dann natürlich nicht zu einer Föderation vieler Schweizen werden, zu einem militarisierten Europa also:

«Wenn aber allein das Europa der verbündeten Regionen abrüstet, werden Sie fragen, wird das genügen, um die anderen Grossen zur baldigen Nachahmung zu veranlassen? Das weiss niemand, aber niemand kennt ein besseres Mittel, um die anderen zum Abrüsten zu bewegen. Es ist riskant, aber das ist das einzige, und sehr viel grösser wäre das Risiko, nichts zu tun.»[7]

Soweit de Rougemont bereits vor über zehn Jahren. Vor diesem Hintergrund wirkt die Forderung nach Abschaffung der Schweizer Armee als durchaus bescheidener, aber immerhin erster Schritt in die richtige Richtung, als ein Nahziel, eine ausgesprochen konkrete Utopie; denn im Vergleich zur Forderung eines total abgerüsteten Europa nimmt sich die Abschaffung der Schweizer Armee als wahrlich risikoloses Unterfangen aus. Vor dem beschriebenen Hintergrund wird die GSoA zu einem Phänomen europäischer Relevanz, wie zum Beispiel Petra Kelly zugesteht:

«Ich glaube auch, dass gerade kleine neutrale Länder eine spezielle Chance hätten, so bald als möglich eine Debatte über nicht-militärische Friedenspolitik zu beginnen, wie dies zum Beispiel die GSoA mit der Armeeabschaffungsinitiative unternimmt.»[8]

Als Ausdruck und Verstärker gesellschaftlicher Strömungen und realer Entwicklungsmöglichkeiten in Richtung Welt ohne Waffen ist die GSoA-Initiative – so lässt sich jetzt begründet sagen – das Paradebeispiel einer konkreten Utopie!

Vorwegnahme des Künftigen im Hier und Jetzt

Konkrete Utopie verlangt nun freilich auch die Vorwegnahme des Künftigen im Hier und Jetzt. Ganz im Sinne Thürmer-Rohrs: «Die Bewährungsprobe findet jetzt statt.» Sicher wird das bereits durch ein politisches Engagement für die Sache der GSoA teilweise eingelöst. Das Postulat der Gegenwärtigkeit als weiterer Bestandteil des Konkreten der Utopie will aber noch mehr: Wer für eine gewaltfreie Gesellschaft plädiert, die nicht mehr auf Gewaltverhältnissen beruht, und wer die gewaltträchtige Realität in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft nicht mehr akzeptiert, kann zum Beispiel nicht gleichgültig sein gegenüber den subtilen und auch eigenen Mechanismen patriarchaler Gewohnheiten. Ansprüche auf ein anderes Leben sollen bereits im Heute eingefordert und ansatzweise gelebt werden. Mit den Worten von Thürmer-Rohr:

«Ich gehe davon aus, dass wir in dieser verrotteten Gegenwart Möglichkeiten haben, zu leben und leben zu lernen; dass unsere einzige Rettung darin zu suchen ist, ganz auf dieses Leben gerichtet zu sein, so intensiv wie möglich, das Gegebene auszuschöpfen, das Leben zu erfassen.»[9]

Eine solche Präsenz im Gegenwärtigen sollte nun allerdings nicht daran scheitern, dass man die fundierte, durch Fakten begründete Hoffnung auf eine lebenswerte Zukunft aufgibt. Ich kann je-

denfalls nicht sehen, dass die motivierende Kraft einer solchen Hoffnung in die Irre führen oder einem lernbereiten Engagement im Hier und Jetzt im Wege stehen muss, im Gegenteil. Gerade die Utopie bedarf um der Glaubwürdigkeit willen einer zumindest teilweisen Vorwegnahme künftiger Wirklichkeit, nicht zuletzt will hier auch die Lebenslust zu ihrem Recht kommen ... Mief und Griesgram sind nicht geeignet, Menschen auf den Geschmack politischer Taten zu bringen.

Davon abgesehen glaube ich aber sagen zu können: Die Utopie und die politische Mobilisierungskraft des Projektes «GSoA» verhält sich zum Kampf gegen ein neues Sturmgewehr oder für weniger Panzer wie die Abschaffung der Gefängnisse zur Forderung nach einer «stufenweise Verbesserung der Gefängnisbetten» (Walter Benjamin). Im Unterschied zum Postulat der «Abschaffung der Gefängnisse» ist die Abschaffung der Armee aber doch sehr viel konkreter, das heisst real möglich und plausibel. Demgegenüber kann ich nicht sehen, dass das Postulat für weniger Panzer oder für die stufenweise Verbesserung der Gefängnisbetten zu einem Engagement anstiften könnte. Hier wie dort fehlt jede visionäre Kraft, Politik wird zu zielloser Geschäftigkeit und Langeweile. Habermas' Feststellung wird da zweifellos bestätigt:

«Wenn die utopischen Oasen austrocknen, breitet sich eine Wüste von Banalität und Ratlosigkeit aus.»[10]

Es mag sein, dass das konservative Denken und Verhalten den Menschen hierzulande näher ist als das progressive. Auch die Erfahrungen der GSoA können hier noch nicht als Gegenbeweis angeführt werden. Gegen die Macht der Gewohnheit, das Streben nach Sicherheit – wie irrational auch immer – und die Selbstgefälligkeit und Teilnahmslosigkeit der Satten ist auch mit konkreter Utopie beziehungsweise mit der Vision einer anderen Schweiz nicht leicht anzukommen. Kein Anlass zu blinder Euphorie also.

Andererseits: Utopisches Bewusstsein, ein Denken, das sich nicht abgibt mit dem, was ist, sondern das handelnd dorthin aufbricht, wo die Wirklichkeit morgen sein könnte, ein Denken, das Tatsachen in die Zukunft sät, ist auch heute, 20 Jahre nach 1968, nicht entbehrlich geworden, im Gegenteil! Es ist vielmehr Medizin gegen vorzeitige Vergreisung und realpolitische Phantasielosigkeit. Es hilft über die Klippen der Resignation und Ernüchterung hinweg, ist aber gleichzeitig Anlass zum Handeln im Hier und Jetzt. «Träumt einer allein, ist es nur ein Traum, träumen viele gemeinsam, ist es der Anfang von etwas Neuem», sagt ein brasilianisches Sprichwort. Ich glaube, die GSoA hat das nicht schlecht illustriert. Auf die Frage «Abschied von der Utopie?» lautet die Antwort für mich deshalb auch heute noch: «Nie genug konkrete Utopie!» (Bloch)

1 Vgl. Erhard Eppler, Die tödliche Utopie der Sicherheit, Hamburg 1983.
2 Christine Thürmer-Rohr, Abscheu vor dem Paradies, in: Vagabundinnen. Feministische Essays, Berlin 1987, S. 25.
3 A.a.O., S. 27.
4 A.a.O., S. 29.
5 Vgl. Ernst Bloch, Abschied von der Utopie?, Frankfurt am Main 1980.
6 Denis de Rougemont, Die Zukunft ist unsere Sache, Stuttgart 1980, S. 115f.
7 A.a.O., S. 283.
8 Petra Kelly, Für Neutrale gibt es keinen Platz in der EG, in: friedenszeitung, September 1988.
9 Thürmer-Rohr, a.a.O., S. 31.
10 Jürgen Habermas, Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien, in: Die neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt am Main 1985, S. 161.